

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1925

118 (23.5.1925) Wissenschaft und Bildung

Wissenschaft und Bildung

Beilage zur Karlsruher Zeitung · Badischer Staatsanzeiger

Samstag, den 23. Mai 1925

Die Nerven des Staatsmannes

Von Curt Amend.

Mein Leipziger Universitätslehrer, Karl Lamprecht, hat unser Zeitalter das der Reizbarkeit genannt. Es ist das eine Übertragung des Wortes Nervosität, allerdings eine Übertragung, die gleichzeitig eine Abschwächung des Begriffes ausdrückt. Und das hat Lamprecht auch bewußt gewollt. Nervosität ist eigentlich schon Krankheit, Reizbarkeit dagegen ist eine gesteigerte Reaktionsfähigkeit der Nerven, die durchaus nicht immer pathologisch bewertet zu werden braucht.

Lamprecht war der Meinung, daß die Anpassungsfähigkeit der Nerven so gut wie unbegrenzt sei, und daß lediglich dann, wenn das Tempo der Menschheitsgeschichte außerordentlich stürmisch sei, der Fall eintreten könne, daß diese Anpassungsfähigkeit nicht völlig ausreicht. Sogenannte Übergangsepochen sind meist durch ein derartiges Tempo gekennzeichnet, und sie haben demgemäß auch immer einen Überschuß an Menschen, die entweder besonders nervös im Sinne von reizbar oder schon direkt nervenkrank sind.

Karl Lamprecht ist im Mai 1915 gestorben. Er hat also die angreifendste und aufreibendste Phase der Weltgeschichte der letzten Zeit nicht mehr miterlebt. Ich glaube indessen nicht, daß er, wenn er sie miterlebt hätte, von seiner Grundausfassung abgegangen wäre: er wäre sicherlich bei der Überzeugung geblieben, daß sich nach und nach die Nerven der Menschen auch an all das umwälzende Neue gewöhnen werden, das uns namentlich das letzte Jahrzehnt beiseit hat. Ob Lamprecht damit recht behalten würde, kann heute niemand sagen. Die bisherigen Erfahrungen sprechen allerdings für seine Auffassung. Und es hieße an der Zukunft des Menschengeschlechts verzweifeln, wenn wir sie ablehnen müßten.

Würde man heute den berühmtesten Helden der griechischen Sage, Achill, mitten auf den Potsdamer Platz in Berlin stellen, so würde er bestimmt vor Schreck wahnsinnig werden. Und würde man ihm einen herabtaufenden D-Zug zeigen, so würde er ebenso sicher mit allen Zeichen des Entsetzens davonlaufen und einen Nervenschlag davontragen. Der moderne Mensch aber nimmt diese Dinge als etwas Gewohntes hin und bewegt sich unter den ständig das Leben bedrohenden Verhältnissen des heutigen Verkehrs mit einer Sicherheit, die, vom Standpunkt früherer Zeiten aus gesehen, bewundernswert ist. Seine Nerven haben sich also angepaßt.

Nun haben allerdings in den letzten Jahren der Weltkrieg mit seinen natürlichen Folgen und gewisse technische Erfindungen (Luftschiffahrt und Radio) die Nerven der Menschheit in einer ganz ungeahnten Weise in Anspruch genommen. Der Horizont des Forschens und Wissens hat sich gewaltig erweitert und die Masse des Reizstoffes entsprechend vergrößert. Das Schlimmste aber ist das Sinken der Autorität, und zwar jeglicher Autorität. Die Autorität des Staates, der Eltern, der Schule, der Kirche, der Wissenschaft, der bürgerlichen Moral, ja auch die Autorität des persönlichen Gewissens ist erschüttert. Der Kritizismus ist stellenweise zum Nihilismus ausgeartet. Der Mensch, der bei seiner Wanderung durch dieses Zammertal eines Stetens bedarf, sucht meist vergeblich nach einem solchen Halt und läuft einem jeden Apostel nach, der ihm einen solchen verheißt. Diese Haltlosigkeit aber ist es, die vielleicht am gefährlichsten an den Nerven zerrt und nagt.

Ich sage absichtlich, daß der Kritizismus stellenweise zum Nihilismus ausgeartet sei. Denn, wenn auch Nervosität und innere Haltlosigkeit dem jetzigen Zeitalter ihren Stempel aufdrücken, so darf man doch nicht in seinem pessimismus soweit gehen, daß man die festgebliebenen Teile des Fundaments einfach überfießt. Gottlob gibt es sogar heute noch Menschen, die sich gerne irgendeiner jener eben genannten Autoritäten beugen, weil sie deren Notwendigkeit empfinden, Menschen genug, um den Glauben an eine Konsolidierung und Regeneration wachzuhalten. Aber mag uns auch das jenige Ufer winken, die Strudel, mit denen wir heute zu kämpfen haben, sind zweifellos so heftig, daß nur äußerste Kraftanstrengung und mutigster Zukunftsglaube uns über sie hinwegtragen werden.

Selbstverständlich sind die Nerven aller derer, die bei dieser Fahrt durch den Strudel an besonders verantwortlicher Stelle stehen, Nerven-Attaken am meisten ausgesetzt. Und sicherlich ist es der Staatsmann, der hier die schwerste Last zu tragen hat. In den letzten Jahrzehnten hat man mehr und mehr die Beobachtung machen müssen, daß die Staatsmänner, die Minister und die führenden Politiker, nach einer gewissen Zeitpanne dem nervenzerrübenden Einfluß des politischen Kampfes und ihrer Zeit erlagen. Das alte System hatte in Deutschland nicht nur einen nervenkranken Menschen zum Monarchen, sondern auch dessen Diener sind innerlich, d. h. vor allem im Bereich ihres Nervensystems,

viel kränker gewesen, als wir alle annehmen. Zusammenbruch und Revolution aber haben die Nervenkraft so unterwühlt, daß eigentlich nur sehr wenige noch in Stande sind, allen Stürmen des öffentlichen Kampfes zu trotzen.

Dieser öffentliche Kampf, der seit der Revolution im Zeichen des Wiederaufbaues steht, hat nun aber Formen angenommen, die an die Zeiten des alten, durch den Streit der Parteien erschütterten Rom, des alten Byzanz oder, wie ganz Ubelwollende sagen, manchmal geradezu an die Zustände in südamerikanischen Staaten erinnern. Der sachliche Kampf ist ausgeartet in den persönlichen Kampf. Viel wichtiger als die Macht sachlicher Überzeugung ist die persönliche Verdächtigung. Und viel wirksamer als die politische Kampfrede ist die Kugel des politischen Mordes. Dieser Kugel ist ein Rathenau zum Opfer gefallen. Ein Opfer persönlicher Verdächtigung ist Höfle geworden.

Dieser Tage ist der frühere thüringische Minister des Innern, der Sozialdemokrat Hermann, in der Berufungsinstanz auch von dem letzten Vorwurf, den seine skrupellosen politischen Feinde vor Gericht gegen ihn erhoben hatten, freigesprochen worden. Hermann steht völlig makellos da. Und doch mußte er Wochen lang in Untersuchungshaft verbringen und all das Fürchtbare auf seine Seele nehmen, was eine Beschädigung der Untreue im Amt und der Aktenunterschlagung mit sich bringt. Nur zu willig hat sich dort die Staatsanwaltschaft zu einer Verfolgung dieses Mannes hergegeben, zu einer Verfolgung, die ja ganz offensichtlich das politische Ziel der Feinde des Ministers war. Hermann ist gerechtfertigt. Und das wird ihn wohl mit Gemutigung erfüllen. Aber wie mögen wohl heute die Nerven dieses Mannes aussehen? Was muß er in den letzten Monaten gelitten haben?

Legen wir doch einmal die Parteibrille weg! Betrachten wir unsere führenden Politiker doch einmal allein unter dem Gesichtswinkel ihrer geistigen und physischen Leistungsfähigkeit! Heißt es da nicht wüsten Raubbau an den Kräften der Nation treiben, wenn man systematisch dafür sorgt, daß alle die, die noch ein bißchen ihre Nerven beisammen haben und die Kraft zur Übernahme verantwortlicher Posten besitzen, zermürbt und zerstört werden? Und das in einem Lande, das von jeher so arm an führenden Köpfen war wie Deutschland!

Wir brauchen uns jedenfalls nicht zu wundern, wenn Männer, die frisch und tatenfroh in ein verantwortliches Amt ziehen, bereits nach ein paar Jahren abgekämpft sind. Und, daß es mit uns nicht noch schlimmer steht, das liegt nur daran, daß eben doch wenigstens eine Anzahl von Staatsmännern Nervenkraft genug besitzt, um selbst den gefährlichsten Attacken standzuhalten. Aber auch der Stärkste muß schließlich erlahmen, wenn die Angriffe auf seine Nerven nicht nachlassen, und er zudem selber mit wachsendem Alter der Zeit seinen Tribut an Kraft und Gesundheit zu zahlen hat.

Ist es die entsetzliche Unrast der Zeit, die manchmal schier unaussprechbare Größe der Verantwortung, der öffentliche Kampf mit seiner ganzen mörderischen Wildheit, die die Nerven des Staatsmannes angreifen und nach und nach zermürben, so darf man doch ein anderes Moment nicht ganz außer acht lassen. Verglichen mit früheren Zeiten, befindet sich der Staatsmann selbst heute von vornherein in einer viel ungünstigeren Position.

Von den Nerven der großen Staatsmänner der alten, mittleren und neueren Geschichte hören wir wenig. Von Napoleon I. wissen wir z. B., daß er überhaupt das, was wir Nerven nennen, subjektiv gar nicht gekannt hat. Woran lag das wohl? Waren diese Menschen von Hause aus körperlich gesünder? Ich glaube nicht. Auch viele von ihnen hatten irgendeinen gesundheitlichen Knacks. Aber sie hatten eins vorans: sie waren besser vorbereitet für ihr Amt, und sie wurden im ganzen von ihrem Volk verständiger beurteilt.

Der Staatsmann der früheren Zeit war irgendwie zum Abenteuer — im edlen Sinne dieses Wortes — erzogen. Erreichte er sein Ziel, so brachte er jene ganze eherne Furchtlosigkeit mit sich, die die Voraussetzung des wagemutigen Helden ist. Und sein Volk und seine Zeit begriffen das. Die realistischen Verhältnisse aber gestatteten ihm ein viel freieres Ausstreiten und eine viel freiere Anwendung der Macht. War er ein Genie, so konnte er unter solchen Verhältnissen und mit dem Instrumente dieser Macht große Taten vollbringen. War er ein Phantast, so konnte er natürlich auch ebenso gut unsäglichen Schaden stiften.

Wie liegen die Dinge heute? Das Negative ist geblieben, das Positive aber ist stark eingeschränkt. Schaden stiften kann heute jeder Staatsmann genau so wie früher. Dagegen Großes vollbringen kann er nur dann, wenn er es in seinem Innern zu einer schier unmöglichen Synthese, nämlich zu der Verschmelzung des Abenteurers und des Bürgers bringt. Denn heute wird der Mensch nicht zum Helden, sondern in erster Linie zum

guten Bürger, wenn nicht zum Spießbürger erzogen. Und je mehr er dies ist, umso mehr gefällt er seinen Mitmenschen. Erst dann, wenn das Spießbürgerliche ihn hindern sollte, die von allen erwartete geniale Tat zu vollbringen, erst dann wenden sie sich von ihm ab.

Wo wäre aber Raum für diese geniale Tat? Da gibt es außer den hundertfältigen ungeschriebenen Gesetzen die Tausende von geschriebenen Gesetzen und Vorschriften, die alle den Staatsmann beengen. Und darüber hinaus gibt es noch die kühnen Interpretationen dieser Gesetze, jene Auslegungen, die auch den Anständigen, wie z. B. den thüringischen Minister Hermann, auf die Anklagebank bringen können, jene Auslegungen, die einem Ebert gesundheitlich den Rest gegeben haben.

Unter solchen Umständen denken nur noch die Wenigsten an die geniale Tat. Sie sind froh, wenn sie nur ihre Pflicht erfüllen können, und wenn es ihnen gelingt, mit der Kunst der Überredung sich die Mehrheit zu sichern, die staatsrechtliche Voraussetzung ihres Wirkens ist. Auf diese Kunst der Überredung kommt heute so ziemlich alles an. Man muß die Völker heute mit List zu ihrem Glücke zwingen. Man muß sie geschickt für sich gewonnen haben, bevor man daran gehen kann, ihrer Wohlfahrt zu dienen. Aber diese Methode ist sicherlich kein Vergnügen für das Nervensystem.

Die wenigsten Volksgenossen werden es sein, die sich um die Nerven ihrer Staatsmänner und Politiker kümmern und überhaupt ein Thema, wie das hier erörterte in den Bereich ihres Nachdenkens ziehen. Umso wichtiger schien es mir, einmal ein solches Thema öffentlich kurz zu erörtern. Dabei muß ich damit rechnen, daß dieser oder jener die Einzelheiten etwas anders sieht, als ich. Meine Grundanschauung wird sicherlich von keinem in ihrer Richtigkeit bestritten werden.

Vom Reisen in alter Zeit

Von Hans Benzmann.

Mir fiel in diesen Tagen ein altes, romantisches Büchlein in die Hände, das von der wundervollen Poesie des Reisens durch die blühenden deutschen Lände erzählt. Bieviele möchten in unserer Zeit wieder einmal unbefangen durch Berge und Wälder wandern, immer weiter und weiter, an den Burgen vorbei, an den großen Strömen, an verlassenen Gärten entlang, wandern, wie es Eichendorff und Wilhelm Müller getan. Die schwere Zeit läßt eine vollkommene Hingebung an das Reisen und Wandern noch immer nicht aufkommen. Aber es wird eine Zeit kommen, wo wir alle mit einer tieferen Liebe und Hingebung uns in die Wunder der Natur versenken werden als jemals vorher, und mit der Heimat werden uns auch die alten Dichter wieder teurer, wieder vertrauter und lebendiger werden. Eichendorff, Uhland, Mörike, Theodor Storm. Wir werden sie dann recht von einem innerlichen und künstlerischen Geiste aus genießen und verstehen. Freilich, die Zeiten, in denen das Posthorn die Wälder und die stillen Dörfer durchdrang, kehren nicht mehr wieder. Sie leben fort in den Liedern jener deutschen Dichter, in den Bildern Moritz von Schwind, Ludwig Richter und Spitzweg.

Aber noch hat die Romantik nicht ihren alten, hellen, goldenen Glanz verloren und es ist wohl natürlich, daß die tiefe Sehnsucht nach ihr, die uns gerade jetzt oft überkommt, vielleicht Kultur- und Kunstströmungen zeitigen wird, die eines Geistes und einer Stimmung mit den alten Romantikern sind. Und daß diese Strömung, die Romantik, eine grunddeutsche war, bedarf keines Beweises. Man lese nur Dichtungen von Tied, Novalis, Brentano, Achim von Arnim, Gedichte, Novellen, Märchen, auch die klugen kritischen Aufsätze eines Friedrich Schlegel, und man wird selbst am lebendigsten, selbst vertraut von ihnen berührt. Deutsche Kunst muß wirklich wieder Volkskunst, Weltanschauungskunst, Persönlichkeitskunst werden. Dies ist eine Reihe sich nur scheinbar widersprechender Begriffe. Klarheit bei tiefem überwältigenden Stimmungsgelbte, Aufschwung bei tiefer Empfindung und tiefem Ideengehalt — ohne Pathos und Rhetorik — eine lebensbejahende, aufbauende Kunst — das muß das Ziel sein. Jener zerlegende und verworrene, im Harnen und Abseitigen sich ergebende Subjektivismus unserer Zeit muß einer wieder im Volksgeiste wurzelnden, innerlichen und positiv gerichteten Kunst Raum geben!

Neues alte Büchlein vom Reisen, auf das ich hier hinweisen möchte, ist die von tiefem Naturgefühl und behaglichen naiven und herzlichen Humor erfüllte Phantastie „Die Reiseschatten“ von Justus Keller. Hermann Hesse hat es neu in einer passend ausgestatteten Ausgabe (Verlag von G. Kiepenhauer, Potsdam) herausgegeben. Für mich besteht sein besonderer Reiz einmal in der lustigen Phantastik, in der leicht satirischen Fröhlichkeit des Buches, sodann vor allem in der wunderbaren Poesie der deutschen Landschaftsstimmungen. Derselbe Geist, der Moritz von Schwind und Spitzweg

deutsche Stimmungen und romantische Landschaften gezeichnet und gemalt hat, hat diese Naturbilder, diese Kleinstadtscenen gedichtet. Adalbert Stifter hat es im großen Stil getan. — Justus Kerner gilt nach Abland als einer der Hauptvertreter der „Schwäbischen Dichterschule“. Im Bocke lebt noch eine Anzahl seiner Lieder und Balladen; man nennt und liest wohl die „Seherin von Brevoise“, jenes seltsame Buch, das eine Zeitlang die Bibel der Geisteslehrer und der Okkultisten war. Kerners poetisch stärkstes und feinstes Werk aber war ein Jugendwerk, das „in seinem hellheiterischen Glanz alle Strahlen des romantischen Geistes aufgefangen und gesammelt zu haben scheint.“

Es sind „Die Reiseschatten“, dieses launigköhne, phantastische Buch, in dem alle romantischen Blitze spielen und alle romantischen Schatten so reich und mit so traumhafter Selbstverständlichkeit nebeneinander wohnen. Man kann „Die Reiseschatten“ mit anderen Dichtungen der Romantik vergleichen, deren einige gewiß als Vorbilder gebient haben, am besten mit Tiecks phantastischen Stücken, dem „Bestenfalls Kaiser“ und mit dem „Zerbino“. Kerners Biographen betonen gern die wichtige Lustigkeit dieser „Reiseschatten“, und die gehört freilich dazu und ist köstlich; aber nicht dieser ironisch romantische Witz allein, sondern gerade seine enge Nachbarschaft mit der innigsten Poesie, mit der schlichtesten und zartesten Lyrik ist es, was den großen Reiz und tiefen Zauber des Werkes anspricht!

Wir begleiten den Dichter auf einer seltsam phantastischen Reise — im Postwagen natürlich — durch die alten Städte Bayerns, wir erleben groteske Abenteuer und Schattenspiele. Die romantische Welt der Ritterballaden und Soldatenlieder spielt hinein. Eigenartige Figuren tauchen auf und verschwinden wieder. Es ist oft, als erlebten wir die Theaterträume Wilhelm Meisters im kleinen. Aber das Feinste bleiben doch die immer wieder wie leuchtende Perlen aus buntem komischen Wirrwal emporstehenden Landschaftsstimmungen und Kleinstadtbilder.

„Die Nacht war gekommen und ich erblickte noch mein Dorf. Endlich stieg der Mond blutrot über die schwarzen Felsenmassen und ich erblickte eine Kapelle, die stand im Tale, welches von Felsen umgeben; ob ihr stürzte sich ein Waldstrom hernieder und lief still und fromm zu ihren Füßen hin. Nebenbei stand ein einfaches Haus; in dem erblickte ich Licht und ging, hier den Postwagen zu erwarten, hinein. Dieses Haus wurde von einem Manne bewohnt, der die Aufsicht über die Kapelle hatte. Ein Mädchen saß hinter dem runden Tisch und schien in der Bibel zu lesen; Mann und Frau waren mit Aushilfsarbeit von Wohnarbeiten beschäftigt.“

Oder, ein anderes Bildchen.
„Wir traten aus dem Walde. Das liebliche Tal, von Flüssen durchschnitten, lag unter uns. Dörfer sah man bis in die weiteste Ferne an seinen Ufern zerstreut. Fern am Horizonte, schon im Nebel verloren, schimmerte das Kreuz eines Kirchturms, welches die Mädchen für den Morgenstern hielten. Auf der Heerstraße wimmelte es von Leuten, Zugvieh und Wagen, was alles in das benachbarte Städtchen auf den Jahrmarkt strömte.“

Manches erinnert an die feinen komischen Figuren, mit denen sich auch die verwandte Phantasie Märkchen gern mit behaglicher Lust am Spaschasten und am leisen Spotte beschäftigt.

Der Wettersturz in Peru, seine Wirkung und seine Erklärung

Von Dr. Roderich Schlubach-Hamburg

Es liegen jetzt ausführliche briefliche Nachrichten über die außerordentlich starken Wirkungen vor, welche die ungewöhnlichen Regenfälle im Laufe des Monats März im Lande Peru verursacht haben. Die letzten Tabelegraph-Berichte lauten dahin, daß die Regenfälle nachgelassen haben. Im großen und ganzen hofft man darauf, daß die schweren Schäden, die infolge Zerstörung von Brücken, Eisenbahnen, Häusern usw. entstanden sind, durch den gewaltigen Niesennuß, den die Landwirtschaft in Peru durch die dort so seltene völlige Durchsättigung mit Wasser erfahren haben, zu einem wesentlichen Teile wieder ausgeglichen werden dürften. Der ungewöhnliche Regenfälle ist in diesem Jahre sehr viel weiter nach Süden vorgedrungen, als dies seit Menschengedenken vorgekommen war. Vor kurzem wurde berichtet, daß ein weiteres Vordringen des Regenfalles nach Süden vielleicht auch eines Tages die Salpeterfelder im Norden Chiles bedrohen könnte. Diese Gefahr ist nunmehr behoben, da das Vordringen des Regenfalles in der Gegend der Südgrenze von Peru bei Arequipa zum Stehen gekommen ist.

Die unerwartete Stärke dieses Regenfalles und Veränderungen von Strömungen an der Küste stehen zunächst darauf, daß vielleicht im Grunde der Südsee Veränderungen vor sich gegangen wären. Durch das Studium alter Chroniken und von Berichten aus dem letzten Jahrhundert kommt man aber zu dem Ergebnis, daß die in diesem Jahre in Peru in so außergewöhnlichem großen Umfang stattgefundenen Regenfälle auf andere Ursachen zurückzuführen sind.

Als die Spanier ins Land kamen, fanden sie im Norden Perus ein ausgebreitetes Bewässerungssystem vor. Das spricht dafür, daß schon zu jener Zeit im allgemeinen wenig Regen in Peru fiel. Aber alle alte Chroniken der Spanier berichten über große Regenfälle, die von Zeit zu Zeit an jener Küste sich ereigneten. Leider geben diese Chroniken nicht die Jahreszahlen wieder, so daß man nur von einer gewissen Zeit an für diese Wiederkehr ungewöhnlicher Regenfälle in Peru sichere Jahresangaben feststellen kann. Der erste feststehende Bericht gibt Kunde von der Zerstörung einer Stadt Yana durch Regengüsse, die etwa 42 Kilometer südlich von der heutigen Stadt Chiclaya lag. Die Ruinen dieser alten Niederlassung kann man heute noch sehen. Diese Zerstörung erfolgte am 15. März 1720. Weitere Zerstörungen durch außergewöhnliche Regenfälle werden aus den Jahren 1728, 1791, dann im letzten Jahrhundert 1864, 1871, 1878, 1884 und ganz besonders zuletzt aus dem Jahre 1891 gemeldet. Im Jahre 1891 war es die Stadt Lambaheque im nördlichen Peru, die besonders litt, während in diesem Jahre die etwas weiter südlich gelegene Stadt Tuzillu am stärksten mitgenommen worden ist. Die Zerstörung der Küstenstädte und auch besonders die Zerstörungen in den Hafenorten sind darauf zurückzuführen, daß die Flußbetten sich mit der Zeit ausgefüllt haben. Dadurch entstehen bei plötzlich unerwartet großen Regenfällen regelmäßig größere Überschwemmungen an der Küste.

Das Vorkommen dieser ungewöhnlichen Wettererscheinungen muß aber in ganz anderen Gründen zu suchen sein, deren Aufklärung gerade für jene Länder, die davon betroffen werden, Ecuador und Peru, außerordentlich interessant sein würde. Wenn man die alten Berichte durchsieht, so fällt einem auf, daß diese ungewöhnlichen Regenfälle sich nach einem Ablauf von etwa 7 Mondjahren wiederholen. Die Mondjahre

sind etwas kürzer als die im gregorianischen Kalender festgelegten Sonnenjahre. Daher fällt die Zahl 7 nicht immer mit unserer Jahreszahl überein. Am besten zeigt die Periodizität sich in der letzten Katastrophe des Jahres 1891 gegenüber der Katastrophe von 1925.

Es sind genau 5 mal 7 Mondjahre verstrichen. Einen weiteren Hinweis, daß die diesjährige Katastrophe keine zufällige war oder durch Veränderungen in dem Grunde der Südsee zu erklären ist, kann man daraus entnehmen, daß übereinstimmend sämtliche früheren Berichte das Eintreten ungewöhnlicher Regenfälle auf die Monate Februar bis April der betreffenden Jahre verlegen. Meist sind es die Tage im Monat März gewesen, in denen die größten Zerstörungen stattgefunden haben. Es müssen also ganz bestimmte Ursachen sein, die nach einem Ablauf von 7 Jahren wiederholt eine derartige größere meteorologische Abweichung in dem Klima Perus hervorgerufen haben.

Es müssen auch an und für sich ganz bestimmte Gründe sein, die jedes Jahr kurz nach Weihnachten den warmen Strom, der an der Küste Ecuadors entlang läuft, veranlassen, plötzlich stärker nach Süden vorzudringen. Da die Strömungen in dem Weltmeer doch wohl auf gewisse regelmäßige Winde zurückzuführen sind, die dort vorherrschen, wo der Strom am stärksten ist, so müßte man darauf schließen, daß eben in den Monaten November/Dezember wahrscheinlich nordöstliche Winde in der Gegend von Ecuador eintreten, die je nach der Stärke des Windes einen schwächeren oder stärkeren Südstrom hervorbringen. Es sind gerade die den kalten Humboldtstrom, der vom Süden nach Norden läuft begleitenden Südostwinde, die im allgemeinen die vom Atlantischen Ozean über Brasilien-Argentinien bis der atlantischen Küste herangebrachten Wolken in den Winden zurückhalten und dadurch die Trockenheit an der Küste Perus verursachen. Die Wärme und die Windrichtungen des kurz nach Weihnachten eines jeden Jahres stärker nach Süden laufenden Kinostromes sind es, die eine Auslösung dieser Verhältnisse verursachen. Wenn man die regelmäßigen Erscheinungen des Kinostromes ins Auge faßt, so ist an und für sich das Auftreten von Regenfällen an der Küste Perus eine normale Erscheinung. Untersucht werden müßte aber, warum gerade immer nach einem Ablauf von 7 Mondjahren eine stärkere Zunahme der Regenfälle verursacht wird. Soweit aus Berichten hervorgeht, ist der warme Strom eigentlich nie weiter südlich als bis zum 9. Breitengrade beobachtet worden. Demzufolge sind auch die Auswirkungen des Stromes eigentlich nie weiter südlich als kaum bis in die Gegend von Lima gegangen. Wenn in diesem Jahre dagegen die Regenfälle noch um fast 8 Grad weiter südlich gegangen sind, so ist daraus zu schließen, daß diesmal der Kinostrom viel weiter südlich als je zuvor gegangen ist.

Professor Geograph, einer der leitenden Herren an der Seewarte in Hamburg, geht in diesem Jahre nach Kolumbien, um dort zusammen mit der Deutsch-Kolumbianischen Fluggesellschaft Windbeobachtungen im Karibischen Meere anzustellen. Es wäre sehr zu begrüßen, wenn die deutsche Wissenschaft zusammen mit den Wissenschaftlern südamerikanischer Staaten eine genaue Beobachtung der in jenen Ländern vorzunehmenden Wetterereignisse vornehmen würde. Es dürfte gar nicht ausgeschlossen sein, daß daraus vielleicht einmal Schlüsse gezogen werden können, die auch auf die Auswirkung des Klimas für Europa von Bedeutung sind. Vielleicht ließe es sich nicht als unmöglich ansehen, daß der letzte außerordentliche milde Winter in Deutschland auf ähnliche Gründe zurückzuführen ist, die in diesem Jahre eine derartige Änderung des Klimas in Peru hervorgerufen haben.

Beeinflussung des Wachstums der Pflanzen durch Elektrizität

Von Dr. Richard Löwenherz, Professor an der Technischen Hochschule in Charlottenburg

Die Erträge der Ernten zu steigern, ist eine Lebensnotwendigkeit für die deutsche Landwirtschaft nicht minder für die Bevölkerung. Auf verschiedenen Wegen hat man es versucht. Auch die Elektrizität hat man in den Dienst der Sache gestellt. Der Gedanke lag nahe, die Wirkung des Sonnenlichtes durch elektrisches Licht zu ersetzen oder zu verstärken. Immer wieder kommen Nachrichten darüber, besonders aus Amerika, daß man nach dieser verhältnismäßig einfachen Methode große Erfolge erzielt hat. Ob durch diese Art der Elektrokultur — so nennt man diese Behandlung der Pflanzen — die Kosten z. B. einer längeren elektrischen Beleuchtung herausgeholt werden können, erscheint aber fraglich.

Außer dieser gibt es noch zwei andere Methoden der Elektrokultur. Dem verstorbenen Professor der Physik an der Universität Helsingfors, Lemström, fiel es auf, daß in nördlichen Gegenden, wie dem finnischen Lappland, die Entwicklung der Pflanzen und die Ernten bedeutend besser sind, als man nach den niedrigen dort herrschenden Temperaturen erwarten konnte. Lemström vermutete die Ursache dieser Erscheinung in den elektrischen Strömen, deren Vorhandensein sich z. B. durch das Nordlicht zu erkennen gibt. Er spannte ein isoliertes Netz von Drähten über das Feld aus und verband es mit dem einen Pol einer Elektrifizierungsmaschine, deren anderer Pol mit dem Erdboden in Verbindung stand. Durch die Spitzen der Pflanzen unter dem Drahtnetz erfolgte dann ein Ausströmen der Elektrizität als dunkle elektrische Entladung. Mit der Methode sind günstige Ergebnisse erzielt worden.

Ich selbst versuchte es auf andere Art. Nimmt man z. B. einen Plamentopf, steckt in die Erde in geeigneter Entfernung voneinander 2 Platten von Metall oder besser Kohle und verbindet eine Platte mit dem positiven Pol und die andere mit dem negativen Pol einer galvanischen Batterie oder einer anderen geeigneten Stromquelle, so geht der Strom von der

einen Platte durch die Erde zur anderen Platte und kann das Wachstum der dazwischen befindlichen Pflanzen beeinflussen. Bei größerer Stromstärke fangen die Pflanzen an, schiefer zu wachsen; ja, es kann geschehen, daß die Pflanzen nicht aus der Erde herauskommen, sondern horizontal unter der Erde weiter wachsen.

Die zuerst auftretenden schädlichen Wirkungen des Gleichstromes konnte ich durch häufigen Wechsel der Stromrichtung oder durch Anwendung von Wechselstrom beseitigen. Die Versuche, welche in Groß-Väterfeld bei Berlin in großem Maßstabe ausgeführt werden sollten, fanden leider durch einen schweren Unglücksfall bei der Inbetriebsetzung der Apparate ein jähes Ende, bevor meine Mitarbeiter eingearbeitet waren. Aus diesem Grunde und infolge des Krieges und der dadurch völlig veränderten Wirtschaftslage habe ich diese Versuche zunächst nicht weiter fortsetzen können.

Beide hier kurz beschriebenen Methoden, die Lemströmsche und die meinige, sind völlig verschieden, wenn auch der Endzweck der gleiche ist, nämlich die Erzielung eines schnelleren Wachstums und einer größeren Ernte mit Hilfe der Elektrizität. Bei der ersten Methode geht die Elektrizität wesentlich durch denjenigen Teil der Pflanzen, der sich oberhalb der Erde befindet; bei meinen Versuchen dagegen geht der Strom gerade durch denjenigen Teil, der sich im Erdboden befindet. Ich dachte bei meinen Versuchen zuerst an den Gartenbau, der eher einen Aufwand an Arbeit und Kosten verträgt. Die dabei gewonnenen Erfahrungen kann man dann leicht für die Landwirtschaft verwerten.

In letzter Zeit hat man wenig von solchen Versuchen gehört. Und doch ist hier ein Weg gegeben, die Erzeugung von Nahrungsmitteln, besonders durch den Gartenbau, zu steigern. Manche elektrische Zentrale wird einen Strom nach 12 Uhr nachts nicht mehr vollständig ausnützen und ihn daher billig abgeben können. Die Vertreter der Wissenschaft können heute leider infolge der mangelhaften wirtschaftlichen Verhältnisse nicht mehr wie früher arbeiten. Im allgemeinen Interesse wie in dem besonderen Deutschlands aber liegt es, wenn diese Versuche über Elektrokultur in geeigneter Weise fortgeführt werden.

Buchkritik

Krönners Taschenausgaben bringen Werke, die das Geistesleben entscheidend beeinflussen, in kurzer, geschmackvoller Aufmachung. Knappe Einleitungen unterrichten über biographische Tatsachen, über Entstehung, Schicksal und Bedeutung des einzelnen Werkes. Die gewissenhaft bearbeiteten, hübsch ausgestatteten und wohlfeilen blauen Bändchen erfreuen sich mit Recht der Volkstümlichkeit. Neu erschienen sind: Band 39 „Vogel, eine Anekdote“ und Band 40 „Was sagt Voltaire? Eine Auswahl aus seinen Werken“. Besonders begrüßen wir das erstere Bändchen. Hegel, dessen tiefer Wirklichkeitsblick für das Leben von Gesellschaft, Staat und Volk heute voll wiedererkannt wird, wird hier allen Denkenden, politisch und geschichtlich Interessierten, erschlossen.

Zeitschriftenschau

Das Schwäbische Museum, Zeitschrift für Bayerisch-Schwaben, seine Kultur, Kunst und Geschichte. Herausgegeben vom Schwäbischen Museumsverband. Schriftleitung: Rufstosch Othenroth, Augsburg, Maximiliansmuseum. — Die Zeitschrift erscheint jährlich in sechs Heften mit zahlreichen Abbildungen. Allgemeiner Subskriptionspreis bis 1. Juli 1925 9 M. für den Jahrgang 1925. Haas u. Graßharr Verlag, Augsburg. In Bayerisch-Schwaben mit seinen wertvollen Museen, seine reiche Kunstgeschichte, schafft einen ausgezeichneten Boden für eine derartige Zeitschrift. — Das 1. Heft, Jahrgang 1925, befriedigt vor allem durch die Gediegenheit der Ausstattung. Die guten Reproduktionen gelten zumeist der Verbilligung der Hauptarbeit des Heftes, deren Gegenstand Christoph Kold, der von Maxree Christa entdeckte Meister des Choraltars der Pfarrkirche zu Wertingen, ist. Karl Feuchtmayr stellt einen Teil seines Werkes zusammen und charakterisiert seine Kunstart und seine Entwicklung. Der Kleinlatil gelten zwei Aufsätze von Joseph Bernhart. Ins Gebiet der Malerei führt Ernst Wühner mit einem Aufsatz über zwei Tafeln des Memminger Malers Hans Goldschmidt. Lieber vorgeschichtliche Funde aus der schwäbisch-bayerischen Pfalz berichtet Friedrich Wagner.

Sonderheft Prag der Musikblätter des Anbruch. Das Internationale Musikfest in Prag (15. bis 19. Mai) gibt dem „Musikblätter des Anbruch“ Gelegenheit, den gesamten Komplex des Musiklebens der Tschechoslowakei zum ersten mal zusammenfassend einer Betrachtung zu unterziehen, nachdem die Zeitschrift erst im März durch ihr produktives Musikheft ein geschlossenes Bild des russischen Musiklebens gegeben hat. Für September wird schon jetzt ein umfangreiches Sonderheft „Italien“ angekündigt, bei dem hauptsächlich italienische Musiker mitarbeiten werden.